

Prof. Dr. Birgit Rommelspacher: Zwischen Irritation, Fürsorge und Aggression. Zum Umgang mit behinderten Menschen

Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Behinderung ohne Behinderte?! Perspektiven der Disability Studies“, Universität Hamburg, 12.12.2011

Fragt man Nicht-Behinderte danach, ob und welchen Kontakt sie zu behinderten Menschen haben, wirken sie meisten ratlos oder werden gar stumm. Sie kennen keine, haben nie welche getroffen und haben keinen Kontakt, so die häufigste Reaktion. Tatsächlich ist es jedoch so, dass die meisten in irgendeiner Form Kontakt zu behinderte Menschen haben oder hatten, diese Erfahrungen jedoch aus ihrer Wahrnehmung streichen (vgl. Sanders 1999). Sie schieben sie von sich.¹

Was kann das bedeuten?

Eine Möglichkeit besteht darin, dass diese Erfahrungen so unwichtig sind und waren, dass sie einfach vergessen werden. Die gesellschaftliche Randständigkeit der behinderte Menschen würde sich dann direkt in einer individuellen psychologischen Randständigkeit niederschlagen. Die „Unwichtigkeit“ würde also im Laufe der Sozialisation gelernt (Lernpsychologische Erklärung).

Eine andere Möglichkeit ist, dass das „Vergessen“ der Begegnung mit inneren Konflikte zu tun hat, die durch sie hervorgerufen und verdrängt werden müssen (Tiefenpsychologische Erklärung).

Beides wird wohl eine Rolle spielen. Und für beides gibt es zahlreiche Gründe, und zwar sowohl in der Position der Behinderten in der Gesellschaft als auch in den Widersprüchen und Konflikten der Gesellschaft und den Bildern die, sie sich von sich und den Behinderten macht. Das heißt, Behindertenfeindlichkeit ist nicht einfach ein individuelles Vorurteil, sondern in ihr spiegelt sich der gesellschaftliche Umgang mit behinderten Menschen wieder und dieser wird in der persönlichen Interaktion weiter verstärkt oder aber auch abgeschwächt.

Insofern möchte ich im Folgenden sowohl auf individuelle Einstellungs- und Interaktionsmuster wie auch auf gesellschaftliche Konflikte und Widersprüche eingehen. Dabei geht es mir zunächst darum zu fragen, in welchen Bildern und Projektionen sich diese Konflikte äußern. Ein Blick in die Geschichte zeigt, dass sich diese Bilder im Laufe der Zeit immer wieder gewandelt haben und dass sie keineswegs immer und überall dieselben sind.

¹ Dies ist im Übrigen eine Erfahrung, die ich auch im Zusammenhang mit einer Untersuchung zum Antisemitismus gemacht habe: Obwohl die meisten zu Beginn des Interviews gesagt hatten, sie würden keine Juden oder Jüdinnen kennen, stellte sich dann im Laufe des Gespräch heraus, dass die meisten doch irgendwann mal entsprechende Kontakte hatten (siehe Rommelspacher (1995) Schuldlos schuldig. Wie sich Frauen mit Antisemitismus auseinandersetzen).

1. Projektionen und Bilder der Mehrheitsgesellschaft

Im Mittelalter wurde die Abweichung von der Normalität in erster Linie in moralischen Kategorien gefasst: Sie signalisiert das *Böse*. So ist der Teufel in Menschengestalt ein Krüppel. Auch die Hexen sind Krüppelwesen, verunstaltet, mit langer Nase und einem Buckel. Von ihnen geht ein Schadenszauber aus und sie vergiften, zersetzen, zerstören. Allerdings gab und gibt es auch immer das *Faszinosum* des Abweichenden: Ihm wird eine besondere Beziehung zum Außerirdischen oder Überirdischen unterstellt. Weil es aus der Norm fällt ist es das Besondere, das auch einen besonderen Blick auf die Alltäglichkeit erlaubt. Die Vorstellung von dem/der Blinden als Seher/in drückt diese Faszination aus, gerade weil sie nicht das sehen, was die Anderen tagtäglich wahrnehmen und was ihre Wahrnehmung besetzt, haben sie die Gabe den Alltag zu transzendieren und das zu sehen, was wirklich wesentlich ist und das Schicksal der Gesellschaft bestimmt beziehungsweise bestimmen wird²

Diese Thematisierung von Gut und Böse beziehungsweise von Immanenz und Transzendenz anhand der Darstellung von behinderten Menschen finden wir auch heute noch. Heute greifen etwa Horrorfilme oft auf Darstellungen mit behinderten Menschen zurück. Sie symbolisieren hier Schrecken und Grauen aber auch den Bezug zum Außerirdischen zum Über-Menschlichen. Sie weisen damit auf die Markierung der Grenzen des Menschseins über den Körper hin als Gefahr seiner Verwundbarkeit aber auch als Erlösung von seiner Begrenztheit (vgl. Snyder & Mitchell 2006).

Mit der Moderne und ihrem Glauben an die Macht der Ökonomie und die Erklärungskraft der Wissenschaft verschob sich das Bild zunehmend in eine Richtung, in der Behinderung vor allem als eine *Krankheit* verstanden wurde. Die Gesunden und Arbeitsfähigen sind nun die Norm, an denen sich die Behinderten auszurichten haben. Die entscheidende Frage ist nun, ist der/die Einzelne ein *nützliches Mitglied der Gesellschaft*. Das „Ganze“ der Nation oder des Volkes steht nun im Vordergrund und die Behinderten symbolisierten das, was die Stärke und die Gesundheit diese Ganzen gefährden könnte.

Deutschland hat in dem Zusammenhang bekanntlich seinen Optimierungswillen besonders gnadenlos durchgesetzt. Interessant ist dabei, dass es zunächst andere Länder wie die USA, England und Frankreich waren, die Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Idee der *Eugenik* vor allem entwickelt und verbreitet haben. Im Unterschied zu diesen Ländern war aber in Deutschland das Rehabilitationswesen um diese Zeit besonders stark ausgebaut. Damit

² vgl auch Epilepsie als *morbus sacer*.

vermittelte der Staat den Eindruck, dass er alles in seiner Macht stehende tue, um die Behinderten in die Arbeitswelt zu integrieren. Da man sehe könne, dass das trotz aller größter Bemühungen nicht gelinge, so die mörderische Logik der radikalen Eugenik, hätten diese Menschen auch kein Lebensrecht. Man kann hier, so folgern Snyder & Mitchell (2006) sehen, dass es einen kritischen Zusammenhang gibt zwischen der Intensität staatlichen Engagements bei der „Heilung“ Behinderter und der Entschlossenheit die „Unheilbaren“ auszugrenzen oder gar zu eliminieren (S.123).

Für die nicht Behinderten bedeutet das, dass sie angesichts der drakonischen Strafen alles in ihrer Macht stehende tun müssen, um in der Gesellschaft mitzuhalten und sich anzupassen. Es werden also Ängste über eigenes Versagen wie auch unterdrückte Wünsche nach Unangepasstheit oder auch queerness im Bild von den Behinderten aktiviert. Alleine die Abweichung von der Normalität scheint anstößig zu sein. Jürgen Link (1998) hat dafür den Begriff des *Normalismus* geprägt, einer Werteorientierung, die die Normalität selbst zur Norm erklärt. Das was normal ist, ist erstrebenswert. Wie im mittelalterlichen Bild vom Bösen, das das Gute von „außen“ und „unten“ ständig bedroht, besteht auch hier ständig die Gefahr „abzustürzen“. So hat Francis Galton, der Begründer der menschlichen Erblehre und Eugenik diese Angst im folgenden Bild ausgedrückt „Ich habe oft das Gefühl, dass das feste Plateau der Vernunft (the table of sanity), auf dem die meisten von uns wohnen, von enger Ausdehnung und von steilen Abgründen ohne Geländer auf allen Seiten umgeben ist, wo wir an jeder Stelle herabstürzen können“ (zit. n. Link S.238). Es droht immer der Absturz in das 'Inferno der Anormalität'(ebd. S.140). Goffman beschreibt dies so: Alle sind prinzipiell diskreditierbar und stehen ständig in der Gefahr, stigmatisiert zu werden: "Ein junger, verheirateter, weißer, städtischer, nordstaatlicher, heterosexueller, protestantischer Vater mit Collegebildung, vollbeschäftigt, von gutem Aussehen, normalem Gewicht und Größe und mit Erfolg im Sport, "wie sehr ist auch er in Gefahr, einer dieser Normalitätsattribute zu verlieren" (1967 S.158).

Kern der Normalität in der Moderne ist die *Arbeits- und Leistungsfähigkeit*. Die Behinderten erscheinen hier als die Zurückgebliebenen, die im Wettlauf um Positionen um Ansehen nicht mithalten wollen und können. Damit stellen sie aber zugleich diesen Wettlauf in Frage und verweisen darauf, dass mit der Wirtschaftslogik keineswegs die ganze Breite menschlichen Seins erfasst ist, ja dass die *Leistungsgesellschaft* selbst ein Mythos ist. Sie verweisen darauf, dass das Leben sich nicht alleine im Leisten erschöpft und mehr noch, dass die Leistung letztlich wenig über die Position eines Menschen in der Gesellschaft aussagt, obwohl das Gegenteil ständig behauptet wird. So wird etwa das meiste Vermögen nicht mit Leistung, sondern durch Erbe und Finanzgeschäfte erworben. Ebenso wird ein Großteil von Leistung insbesondere die private Versorgungsarbeit überhaupt nicht als eine solche anerkannt und schließlich kann die

Leistungsideologie auch nicht erklären, warum Menschen für ihre Tätigkeit so extrem unterschiedlich bezahlt werden. Das bedeutet also, dass Reichtum keineswegs primär auf eigener Leistung beruht, sondern hauptsächlich auf der Arbeit anderer. Deshalb können die Reichen in dieser Gesellschaft als parasitär bezeichnet werden. Um dies Stigma von sich abzuwenden, wenden sie es in erster Linie Arbeitslose und behinderte Menschen. Damit wollen sie glauben machen, dass ihnen ihrer Position zurecht zusteht, dass ihr Status allein auf ihrer Leistung beruht – kurz, dass es gerecht in dieser Gesellschaft zuginge.

Tatsächlich verweisen die Behinderten auf eine „jenseitige“ Welt, nämlich auf all die unbewusst gemachten Dynamiken der Macht, die den Wert des Menschen in unserer Gesellschaft bestimmen. Sie verweisen auf die Tatsache dass jeder Mensch andere Menschen braucht und dass keineswegs das Schicksal alleine vom eigenen Leistungswillen abhängt. Sie stellen den Mythos der Unabhängigkeit und Selbstkontrolle in Frage. Indem die Gesellschaft jedoch die behinderten Menschen ausgrenzt und für ihr Anderssein bestraft, versucht sie ihre Normen zu verfestigen und zu bestätigen. Auf der individuellen Ebene werden dann in der Abwehr der Behinderten, im Unsichtbar machen oder Ungeschehen machen die eigenen Ängste und Wünsche abgewehrt. Man bestätigt sich selbst als in der Norm lebend, indem man die anderen abwertet.

Wie wirkt sich dies nun auf den konkreten Umgang von Nicht-Behinderten mit behinderten Menschen aus?

Darüber ist leider immer noch wenig bekannt, denn es gibt zwar eine Unmenge Forschung über die verschiedenen Arten und Weisen von Behinderung aber kaum etwas über die Nicht-Behinderten und wie sie mit Behinderten umgehen. Doing disability, was heißt das für Nicht-Behinderte?

Dazu gibt es so gut wie keine Forschung. Es gibt jedoch inzwischen eine Vielzahl von Erfahrungsberichten von behinderten Menschen, die einen Einblick in diese Beziehungsdynamik geben.

2. Beziehungsdynamiken / Interaktionsmuster

Zunächst zeigt sich bei vielen Nicht-Behinderten Unsicherheit und Irritation, wenn sie mit behinderten Menschen zusammen treffen. Das ist auch nicht weiter verwunderlich, denn für viele ist eine solche Begegnung eher ungewohnt. Es fehlt ihr die Selbstverständlichkeit der Alltäglichkeit. Alleine diese Tatsache macht ein gesellschaftliches Verhältnis sichtbar, das Behinderte ausgegrenzt und unsichtbar macht. Gerade in Deutschland ist es, wie wir wissen, noch ein langer Weg zur Inklusion in Schulen, öffentlichen Räumen und medialer Repräsentanz.

Irritationen

Dazu kommt die Unsicherheit, einer "originären Reaktion" (Cloerkes 1997) nachgehen zu wollen, z.B. genau hinzuschauen und zu erkunden, was es mit dem Anderssein des Anderen auf sich hat. Zugleich möchte man jedoch so tun, wie wenn nichts wäre und es keine Unterschiede gäbe. Man will der sog. "*Irrelevanzregel*" folgen, die fordert keine Unterschiede zu machen bzw. sich nicht anmerken zu lassen, dass man sie wahrnimmt - tatsächlich muss man jedoch negative Reaktionen abwehren.

Das Bemühen, die Unterschiede zu leugnen, nimmt alle Energie in Anspruch und drückt sich in einer sog. *Interaktionsspannung* aus. Deshalb sind innerpsychische Konflikte in dem Zusammenhang nicht nur von der Angst um das eigene Selbstbild verursacht, sondern entstehen auch auf *der normativen Ebene*: Die negativen Assoziationen stehen im Konflikt mit dem Anspruch, den Anderen als gleichwertig anzuerkennen. Deshalb müssen sie abgewehrt werden, was oft in einem verkrampften oder überfreundlichem Verhalten zum Ausdruck kommt.

Oder eben auch in einer *paternalistischen Haltung*, die angeblich immer weiss, was gut für den Anderen ist. Die Behinderten werden dabei als Objekte des Mitleids vereinnahmt und nicht als ernstzunehmendes Gegenüber respektiert. Dies ist auch eine Form des Selbstschutzes, denn durch die Infantilisierung der Behinderten werden diese „ungefährlich“ gemacht in dem Sinn, dass sie die innere Balance nicht mehr ins Wanken bringen können. In der Rolle des Helfenden kann man sich selbst seiner wieder sicher sein. Insofern ist auch der Paternalismus eine Form der Distanzierung, da damit einer offenen, auf Gegenseitigkeit beruhenden Kommunikation ausgewichen wird.

Behinderte wissen um diese Unsicherheiten und Spannungen. Sie rechnen damit. Oft kommen sie ihnen zuvor und mildern sie ab. Sie müssen sich von vorneherein auf Situationen einstellen, in der die Nichtbehinderten sich unbeholfen oder gar abweisend verhalten. Das ist ein Gutteil dessen, was Lois Keith (1996) in ihrer Biographie als „doing disability“ beschreibt. Sie war durch einen Unfall mit Mitte zwanzig querschnittsgelähmt, und musste lernen mit dem Rollstuhl zurecht zu kommen. Das war aber, wie sie schreibt, nichts gegen das Lernen, der Rolle der Behinderten zu entsprechen und das eigene Verhalten auf die Reaktionen der Nichtbehinderten einzustellen, so dass die Situationen nicht allzu unangenehm und peinlich wurde.

Eine andere Erfahrung, die Lois Keith beschreibt ist die, dass sich die Anderen immer mehr von ihr zurückzogen, ja dass sich ein Cordon der Stille um sie bildete.

Distanzierungen

Auch viele andere beschreiben diese Erfahrung. So etwa Ortrun Schott, eine kleinwüchsige Frau: *„Ich hatte den Eindruck, dass ich nicht ankam, dass das was ich für Menschen empfand nicht wieder zu mir zurückkam. Es war wie eine Mauer, ein Gefühl der Ohnmacht, du kannst nichts daran machen ... Insofern sank nicht meine Selbstachtung, sondern eine völlige Verständnislosigkeit dafür, dass das was ich zu geben hatte, weder wirklich genommen wurde, noch dass etwas zurückkam (Schott 1983, 33)“*.

Es ist interessant zu sehen, dass der Rückzug der Nichtbehinderten sich bereits in der Interaktion selbst zeigt. Vergleicht man die Kommunikation von Nicht-behinderten untereinander mit denen zwischen Behinderten und Nichtbehinderten so kann man feststellen, dass zwischen diesen Sprechakte und Blickkontakt kürzer sind (Cloerkes 1997).

Auch dieser Rückzug ist wiederum sowohl lerntheoretisch wie auch tiefenpsychologisch zu erklären. Zum einen mit dem Lernen von Marginalisierung, den anderen nicht so wichtig zu nehmen, den anderen an den Rand zu drängen.

Zum anderen aber auch aufgrund innere Konflikte, die abgewehrt werden müssen und damit zu einer Spannung führen, die einen dazu veranlasst, solche Situationen in Zukunft möglichst zu meiden, d.h. man versucht gar nicht „in die Verlegenheit zu kommen“ mit behinderten Menschen zusammen zu treffen. So lässt sich z. Bsp. am besten auch das Selbstbild aufrecht erhalten, dass man nicht behindertenfeindlich sei.

Andere unbewusste Motive können sein die „Krankheit Behinderung“ als ansteckend zu empfinden, oder zumindest die Angst in etwas hineingezogen zu werden, was unerwünscht ist, wie etwa den eigenen sozialen Status zu gefährden. Deshalb versuchen sie in Distanz zu gehen. Auch soll damit die Gefahr der eigenen Verletzbarkeit und der eigenen potentiellen Behinderungen abgewehrt werden. Denn die Begegnung mit Behinderten aktiviert Ängste was die eigene "Normalität" und "Unbeschädigkeit" anbetrifft. Dieser versichert man sich vielfach auf Kosten der anderen, in Form einer abwehrenden Identifikation nach dem Motto: Ein Glück, dass ich nicht so bin wie diese.

Diesen sozialen Rückzug kann man aber auch als eine Diskriminierung auf der *symbolischen Ebene* interpretieren. Symbolische Macht zu haben bedeutet, wichtig und angesehen in der Gesellschaft zu sein, laut zu sein, präsent zu sein, d.h. dass die eigene Stimme gehört wird. Der Kampf um die symbolische Macht zeigt sich in Strategien, die den Anderen unwichtig machen und ihm das Interesse entziehen. Insofern kommt es darauf an, welche Themen angesagt sind und Beachtung finden sowohl in der Öffentlichkeit als auch in Form individuellen Interesses. So haben

z.B. Studierende einer Projektgruppe an der Alice Salomon Hochschule (Berlin) vor einigen Semestern eine Befragung zum Thema Behinderung an der Hochschule durchgeführt. Dabei haben die meisten behinderten Studierenden die Fragebögen zurückgeschickt und ausführlich geantwortet, während von mehreren hundert Fragebögen, die an die nicht-behinderten Studierenden verteilt wurden, gerade mal ein dutzend zurück kamen, Das Thema geht sie scheinbar nichts an.

Ein solch persönliches Desinteresse spiegelt sich in der *De-thematisierung* des Lebens von Behinderten in Schulbücher, Zeitschriften, Literatur wie auch in wissenschaftlichen Fachdisziplinen wieder. Demgegenüber finden sich die Nicht-Behinderten ständig in ihrer „Normalität“ wieder gespiegelt: auf der Strasse, in den Medien, in den Schulbüchern. Behinderte Menschen hingegen sind selten sichtbar.

Schließlich ist eine weitere interessante Erfahrung von Behinderten, dass Unsicherheit und Paternalismus sehr schnell in *Aggression* umschlagen können, wenn die Behinderten nicht den Erwartungen entsprechen, etwa wenn sie ihre Rechte einfordern anstatt dankbar die Wohltaten der Anderen anzunehmen, oder wenn sie ungebetene Hilfe zurückweisen oder wenn sie einfach nur selbstbewusst sind.

Aggression

So berichtet eine Frau in einem Interview mit Dietke Sanders (1999) von einem Vorfall als eine behinderte Frau die ihr angebotene Hilfe ablehnte: *"Ich habe keine Lust, mich anmachen zu lassen. Was ich anders gemeint hatte, kommt bei denen ganz anderes an, nämlich, als stelle ich mich über sie... Das ist vielleicht auch, dies soll Dankbarkeit zeigen, die steht ja unter mir, die soll demütiges Verhalten haben. Und wenn die auf einmal mir eins drüber gibt, dass sich dann auch merke, und jetzt geht der Kampf los"*(S.83f).

Dies Zitat macht deutlich, dass die Behinderten mit Aggressionen zu rechnen haben, wenn sie sich nicht in die Rolle einfügen, die von ihnen erwartet wird. Die Nicht-Behinderten reagieren oft dann empört, wenn die Behinderten etwas verlangen, was ihnen angeblich nicht „zusteht“. Das können konkrete materielle Forderungen sein, aber auch das Recht auf symbolische Teilhabe, nämlich die eigene Stimme zu hören, laut zu werden, sichtbar zu werden und damit gegen eine symbolische Ordnung anzugehen, die die Behinderten stumm und unsichtbar machen möchte. Dies Aggressionen sollen also diese „Grenzüberschreitungen“ sanktionieren und die Behinderten auf „ihren“ Platz zurück verweisen.

Zudem können diese Aggressionen Ausdruck dafür sein, dass die Nichtbehinderten spüren, dass auch sie ihre angestammte Rolle verlassen müssen. Sie können sich nicht einfach mehr auf

Fürsorge oder Desinteresse zurückziehen, sondern von ihnen wird gefordert, dass sie den/die Andere wahrnehmen und sich mit ihr auseinandersetzen. Wenn sie dazu nicht bereit sind, werden sie diese „Zumutung“ mit Aggression abzuwehren versuchen.

Irritation, Fürsorge, Distanzierungen und Aggressionen sind also Mechanismen, die häufig die Beziehung zwischen Nicht-Behinderten und Behinderten bestimmen. Auf je verschiedene Weise führen sie immer wieder dazu, dass Behinderte ausgegrenzt und abgewertet werden. Das ist aber den meisten Nicht-Behinderten nicht bewusst. Im Gegenteil, sie glauben, Diskriminierung liege nur dann vor, wenn sie jemand direkt verletzen und herabsetzen *wollen*. Das heißt für sie ist die individuelle Absicht entscheidend. Aber auch eine gute Absicht kann negative Folgen haben. Ebenso wie selbstverständliche Normen und Alltagsroutinen fatale Effekte bei denen auslösen können, die dabei auf subtile Weise unter Druck gesetzt oder an den Rand gedrängt werden.

Nicht-intendierte Diskriminierung

Die Folge einer Handlung muss nicht mit ihrer Intention zusammenfallen. So können auch wohlmeinendes Fragen diskriminieren wie zum Beispiel: „Wie kommen Sie mit ihrer Behinderung zurecht?“ Häufig ergänzt durch ein Aufmunterndes: „Das machen Sie ja prima!“ Viele Behinderte empfinden diese Fragen als grenzüberschreitend. Sie zielen ihrer Erfahrung nach meist nicht auf ein tatsächliches Gespräch ab, sondern sind eher Floskeln, die die Begegnung ritualisieren - auf Kosten der Behinderten, die wieder einmal ohne Umschweife auf ihr Behindert-Sein angesprochen und darauf reduziert werden.

Wenn also eine solch gut gemeinte Geste zurück gewiesen wird, ist die Empörung oft gross. Dem Anderen wird dabei abgesprochen, dies überhaupt als diskriminierend zu erleben. Er/sie sollte dankbar sein, denn was gut gemeint ist, kann nicht verletzend sein. Damit wird dem Anderen das Recht verweigert seine Sicht der Dinge überhaupt einzubringen. Ihm/ihr wird gewissermaßen nicht erlaubt, dies als Diskriminierung zu empfinden, nach dem Motto: Was Diskriminierung ist bestimmte ich! So wird der Streit um die Definition von Diskriminierung selbst zu einer Quelle von Herabsetzung.

Zudem wird die Verantwortung für die missglückte Kommunikation dem Behinderten übertragen. Er/ sie sei zu empfindlich, sehe überall nur Feindseligkeit und wolle einen mit seinem Behindertsein unter Druck setzen. „Blaming the victim“ heisst dieser Mechanismus im Englischen, bei dem die Verantwortung auf die Anderen abgeschoben wird. Mit dieser Abschiebung von Verantwortung stellt man sich selbst als unschuldiges Opfer dar, das dem Anderen ausgeliefert ist. Damit wird dem Anderen aber zugleich auch eine gewisse Macht zugeschrieben. Man schützt sich selbst, indem man die Macht umkehrt.

Machtumkehr

Die stärkste Form der Machtabsicherung ist die *Machtumkehr*. Hier wird die Macht denen zugeschrieben die kaum Macht haben. Bei den Behinderten ist es vor allem eine moralische Macht, die ihnen auf Grund ihrer besonderen Verletzlichkeit zugeschrieben wird, und die sich in Verunsicherungen oder auch einem schlechten Gewissen auf Seiten der Nichtbehinderten äußern kann. Diese moralische Macht wird vielfach in eine politische Macht umgemünzt. Zum Beispiel wenn den Behinderten vorgeworfen wird, dass sie ihren Opferstatus ausnutzen würden. Sie würden sich über einen Behindertenbonus Vorteile verschaffen. Sie würden besondere Leistungen beanspruchen und bevorzugt behandelt. Der Nachteilsausgleich, der Behinderte in manchen Zusammenhängen zugesprochen wird, wird in eine Vorteilnahme umgedeutet.

In der sozialen Interaktion werden die Behinderten also auf vielfältige Weise von den Nicht-Behinderten ins Abseits gedrängt – ohne dass ihnen das bewusst sein muss.

Alleine das Nicht-Beachten, das Vergessen, das Meiden sind solche Formen der Ausgrenzung. Mindestens ebenso wichtig ist aber, den Behinderten ihre eigene Sichtweise zu verweigern. Welche Rolle die Behinderten zu spielen haben, welche Sicht auf die Welt oder was sie als Diskriminierung erleben, das bestimmen immer noch die Nicht-Behinderten. Sie sind nicht bereit auch auf der symbolischen Ebene die Macht zu teilen und der Stimme der Anderen dasselbe Gewicht zuzuschreiben wie der eigenen. Damit spiegeln sich in den alltäglichen Interaktionen die gesellschaftlichen Machtverhältnisse wieder.

Diese Verhaltensweisen von Seiten der Nicht-Behinderten führen dazu, dass sich die Behinderten darauf einstellen und lernen müssen, ihre Rolle als Behinderte in dieser Gesellschaft zu spielen.

3. Doing disability – Perspektiven von Behinderten

Doing disability nennt Lois Keith (1996), wie bereits erwähnt, ihre Reaktionen auf die Zumutungen und Verhaltenserwartungen der Nicht-Behinderten. Das kann, wie sie schreibt, eine sehr erschöpfende Angelegenheit sein, wenn man es den ganzen Tag über tun muss, denn es bedeutet, die Unwissenheit, Unsensibilität und mögliche Aggression der anderen immer schon vorwegzunehmen und sich dagegen zu wappnen. Es bedeutet, in der Begegnung mit Nicht-Behinderten die Behinderung in kleinen Dosen zu präsentieren, so dass sie wenig auffällt und nicht so beunruhigt. *Doing disability* bedeutet auch, Dankbarkeit zu zeigen, hilflos zu sein in bestimmten Situationen - dann aber wieder eigenständig und durchsetzungsfähig und auf keinen Fall aggressiv und fordernd. Ferdi Saal resümiert seine Erfahrung folgendermaßen: *“Ich bin nämlich ein gelernter Behinderter. Die Rede vom ‘gelernten’ Behinderten bitte ich wortwörtlich zu nehmen, denn ich bin zwar mit einer spastischen Lähmung geboren worden, ich bin aber nicht mit dem Sozialstatus*

eines Behinderten auf die Welt gekommen. Mich als Behinderten anzusehen, habe ich gelernt - und zwar gründlich!“ (Saal 1996, 87).

Angesichts der vielfältigen Herabsetzungen könnte man annehmen, dass das Selbstbewusstsein der Behinderten dadurch nachhaltig geschädigt ist. Das ist aber nicht notwendig der Fall. So zeigt die empirische Forschung, dass sich die Reaktionen der Umwelt nicht unmittelbar in die Psyche umsetzen. Lernbehinderte und Sprachbehinderte haben keineswegs notwendig ein vermindertes Selbstwertgefühl obwohl sie vielfache negative Reaktionen aus der Umwelt erfahren. (Cloerkes,1997).

Ebenso zeigen Untersuchungen aus den USA, dass viele Behinderte selbstbewusst auftreten, die entscheidende Frage dabei ist, wie sie mit der Behinderung umgehen, wie sie sie selbst interpretieren (vgl. Snyder & Mitchell 2006): Ob sie den Anderen das Recht und die Kompetenz zuschreiben über sie überhaupt ein Urteil zu fällen oder ob sie die negativen Reaktionen als Ressentiments erkennen und damit die andere auch moralisch diskreditieren können. Wie sehr eine solche Umwertung das Leben ändern kann zeigt beispielhaft die Biografie von Ulrike Gottschalk (1999), die die Entwicklung ihrer Selbstwahrnehmung, nachdem sie von der US-amerikanischen independent living Bewegung gehört hatte, folgendermaßen beschrieben hat:

„Alle Identifikationsfiguren in den Büchern und Filmen seit meiner Kindheit waren nicht behindert. Auf die Behinderten, die dort vorkamen, war stets ein Blick voll Mitleid, Bedauern, Abscheu, Entsetzen oder aber Bewunderung, der ebenfalls Gleichheit ausschließende Distanzierung enthielt, gerichtet ...

Wie viele Jahre hörte ich die Stimme, die mich zu jemand erklärte, der hätte verhütet werden müssen?

Wie tief drang dieser Blick, diese Stimme in mich ein?

Die Stimme sagte, dass ICH schuld sei. Schuld, wenn ich all die Treppen nicht hoch komme, schuld, wenn mein Rollstuhl wieder einmal nicht durch eine Toilettentür passt, schuld, wenn ich nicht in den Bus hineinkomme, schuld, daß mir der Zugang zu tausend Lebensbereichen verbaut ist. Schuld, weil ich bin wie ich bin, denn wie ich hat ein Mensch nicht zu sein.

Und da gab es nun welche, die das alles umdrehten, die sagten, ich bin da, ich habe ein Existenzrecht, ich bin ein Mensch und ich bin ein Bürger, ich habe Menschenrechte, ich habe Bürgerrechte. Wenn ich in ein Gebäude nicht hineinkomme, sind die schuld, die versäumten, einen Fahrstuhl zu bauen. Nicht mein Rollstuhl ist zu breit, sondern die Tür ist zu schmal. Die Verkehrsmittel, die ich nicht benutzen kann, nehmen mir das Recht auf Mobilität“. Eine Instanz, die sagte: Du bist richtig, die Umwelt ist falsch. Ich ging zu Demonstrationen, beteiligte mich an Straßenblockaden und Besetzungen von Senatsgebäuden, um für mich und andere mehr Teilhabe am Leben in der Gesellschaft zu erzwingen (104f.).

Interessant sind in dem Zusammenhang sind auch Untersuchungen aus den USA, bei denen behinderte Frauen in Leitungspositionen befragt wurden (Krasnitz 2001), welche Rolle ihrer Behinderung bei ihrer Karriere gespielt habe. Bei den meisten spielte sie durchaus eine wichtige Rolle: So glaubt eine der Befragten, dass sie sonst zu Hause gesessen wäre und auf einen Mann gewartet und Kinder bekommen hätte. Ihr war durch die Behinderung eine weibliche Normalbiografie versperrt worden. Das gilt auch für eine andere die sagte, dass sie durch ihre Behinderung ohnehin immer Aufmerksamkeit erregt habe und immer aufgefallen sei. Dann kann ich auch gleich den Mund aufmachen, so sagte sie sich, verstecken kann ich mich sowieso nicht. Die Anonymität war für sie also keine Option. Sie fällt immer aus der Norm. Und wenn die übliche Normalität der Gesellschaft für sie in nicht gilt, dann schafft sie sich eine eigene. Das heißt der Ausschluss aus der Normalität kann im besten Fall auch neue Freiräume erschließen.

Schluss

Wenn sich die Rollen der Behinderten ändern, müssen dies auch die der Nicht-Behinderten tun. Sie sind herausgefordert ihre bisherigen Einstellungen und Interaktionsmuster anzuschauen. Barrieren müssen nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch in der Psyche der Einzelnen abgebaut werden. Für die Nicht-Behinderten bedeutet das, zu erkennen wie sehr sie in ihrem Umgang mit behinderten Menschen von tradierten Bildern geprägt und voreingenommen sind. Das Bewusstsein dieser eigenen Prägung ist bereits ein erster Schritt dazu diese zu relativieren, um ihnen gegensteuern zu können. Zugleich sind die inneren Konflikte und Ängste bewusst zu machen sowie die Widersprüche zwischen Anspruch und Wirklichkeit zu sehen. Je mehr diese bewusst sind, desto mehr wird man sich auch dem Andern gegenüber innerlich öffnen und neugierig werden auf den Blick der Anderen und auf ihre Erfahrungen.

Und darin liegt auch ein *wesentlicher Gewinn für alle Beteiligten*, denn die Anerkennung von Unterschieden lässt die eigene Position relativieren und die herrschende Normalität hinterfragen. So sehen etwa Eltern, die ihre nicht-behinderten Kinder in Integrationsschulen schicken den Vorteil darin, dass der Umgang mit behinderten Kinder ihnen selbst und ihren Kindern hilft sich besser von einem eng gefassten Leistungsprinzip distanzieren zu können, soziale Kompetenzen stärker zu schätzen und eigene Schwächen und Besonderheiten besser zu akzeptieren. Die Akzeptanz der Anderen hilft die *Normalität zu pluralisieren* und den Blick zu erweitern. Das würde bedeuten, der Angst vor der Normabweichung eine aktive Bereitschaft zur Neugier entgegen zu setzen.

Literaturverzeichnis

Cloerkes, Günther (1997): Soziologie der Behinderten. Heidelberg: Edition Schindele.

Goffmann, Erving (1967): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identitäten. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Gottschalk, Ulrike (1999): "Sie haben Problem emit Macht" – Therapieerfahrungen aus 40 Jahren. In: Rommelspacher, Birgit s.u.

Keith, Lois (1996): Encounters with strangers: The public's responses to disabled women and how this affects our sense of self. In: Morris, Jenny (Ed) s.u.

Krasnitz, Devva (2001): Life event histories and the US independent living movement. In: Priestley, Mark (Hg.): Disability and the life course. Global Perspectives. Cambridge: Cambridge Univ. Press, S. 67–78.

Link, Jürgen (1996): Versuch über den Normalismus. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Morris, Jenny (1996): Encounters with Strangers. Feminism and Disability. London: The Womens Press

Rommelspacher, Birgit (1999) : Behindertenfeindlichkeit. Ausgrenzungen und Vereinnahmungen: Göttingen: Lamuv

Saal, Fredi (1996): Warum sollte ich jemand anderes sein wollen? Erfahrungen eines Behinderten - biographischer Essay. Gütersloh: Verlag Jakob van Hoddis.

Sanders, Dietke (1999): Ich seh ja nie welche – Über das Verhältnis von nichtbehinderten zu behinderten Frauen. In Rommelspacher, Birgit s.o.

Schott, Ortun und Erhard (1983): Verspottet als Liliputaner, Zwerge, Clowns. München: Deutscher Taschenbuchverlag.

Snyder, Sharon L.; Mitchell, David T. (2006): Cultural locations of disability. Chicago: University of Chicago Press.